

VORWORT

»Wie Poesie ein unschätzbares Medium
der Öffnung zum Fremden sein kann«

Die Gedichte von Tamara Labas suchen eine Unterbrechung des Alltäglichen, der Zeit der Sinnlosigkeit. Sie finden immer neu poetische Wege, die Frage nach dem Sinn äußerst sinnlich zu stellen. Immer wieder beschreiben sie das Sich-Wieder-Finden eines »Ichs« im Anderswo der Natur. Kleine Epiphanien, die für die Möglichkeit des Anderen eintreten. Momente der Ekstase, des außergewöhnlichen und doch einfachen Fühlens, Augenblicke der Erfüllung, die unausweichlich vergehen und doch etwas immer wieder beleben, was nicht zu vergehen scheint: die Sehnsucht nach einem anderen Zustand der Welt.

So abgewandt sie auch scheinen kann, führt diese Lyrik mitten in unsere Zeitgenossenschaft. Auf indirekte, ja zurückhaltende Weise erinnert sie immer wieder daran, dass die Globalisierung zu neuen Politiken der Ausgrenzung und zur Wiederkehr einer Angst vor dem Fremden führt, die nur in Gewalt umschlagen kann. Mit wirkungsvoller Einfachheit wird im Gedicht *wiese am zaun* einsichtig gemacht, wie Regression entsteht, wenn man Grenze baut. Ist dies die Gefahr, die uns droht, dann wäre die Suche nach Möglichkeiten eines richtigen Zusammenlebens mit dem Fremden nötiger denn je. Tamara Labas' Texte erinnern uns daran, wie Poesie ein unschätzbares Medium der Öffnung zum Fremden sein kann. Das Fremde zeigen sie im vermeintlich Vertrauten und das Vertraute im Fremden. Labil wird dann die Grenze, die Eigenes und Fremdes trennen sollte. Und wenn das Eigene im fremden, unvertrauten Licht erscheint, dann wird der Umgang mit Fremdheit freier. Poesie kann Fremdes im Lichte der Schönheit erscheinen lassen und so uns mit dem versöhnen, was uns am Fremden Angst macht. In den Gedichten von Tamara Labas finden sich wundervolle Bilder der Entfremdung, der Verfremdung und der schönen Fremdheit zwischen Natur und Menschen, zwischen Menschen und Menschen.

Natur ist vieles in diesen Gedichten: Befreiung von einer beengenden, mortifizierenden moralischen Norm; ursprüngliches Objekt des Begehrens, das für den Blick nur momentweise erreichbar ist, wenn

die *Käseglocke* zerbricht; sie ist auch eine Grausamkeit, die aber der Schönheit keinen Abbruch tut. Sie ist eine Harmonie voller Konflikte und Gewalt – und wie könnte Harmonie anders sein? Natur ist vor allem der Raum, wo alles vergeht und immer wieder neu entsteht – und die Seele deshalb Schutz gegen die Dämonen der Melancholie finden kann. Ein Raum, der von der Technik bedroht ist, die in ihr Ordnung und Sauberkeit bringt und für unsere Sinne Plage, für unser Gemüt Verlust an Heiterkeit, weil sie die Vergänglichkeit verdrängt, die doch allein Erlösung und Schönheit bringen kann. Natur ist der Raum der Verwandlung, die daher immer an die letzte aller Verwandlungen erinnern: der Tod, dessen innerliche Anerkennung aber belebend sein kann, die einzige Rettung vor der Leblosigkeit des Narzissmus, der »Stillstand im Moment der Jugend und des Wahns« bedeutet.

Natur ist in diesen Gedichten nicht zuletzt ein Transit-Raum, durchquert von Menschen, die alle Migranten sind, gezeichnet von Geschichte: »blutige spuren« sind manchmal darin zu sehen, »geschrei aus kinderhälsen« zu hören. Vernarbt sind die Brüste, aus der die Nahrung dieser großen Mutter kommen sollte. Die Worte der Poesie sind Ersatz dafür. Die Wurzeln der Gewalt in einer blutigen Vergangenheit, die diese Worte tragen und besänftigen. Sie sind »der saft zum leben«, nicht nur Klage und Schmerz. Aber der Schmerz der Trennung, der Veränderung in der Fremde lauert überall. Das Fremdwerden des Heimlichen ist ein Schatten, der über alle Heiterkeit liegt, sie vielleicht dämpft, bewohnbar macht. In aller Heiterkeit bleibt immer die schmerzliche Erfahrung des unaufhebbaren Fehlens, des unvermeidlichen Mangels – und das Wissen, dass jede Erfüllung eines Wunsches die Unerfülltheit eines anderen bedeutet. Das Andere, das Objekt unserer Sehnsucht ist, bleibt für immer fern und fremd. Unsere Aufgabe wäre, diese ferne Fremde zu ertragen, nicht aus Angst zu vernichten oder sie sich aneignen zu wollen, sondern Glück daran finden, dass es fremd und fern bleibt, so nah und vertraut es auch sein kann. Ein versöhnter Zustand zwischen Fremdem und Vertrautem scheint mir der utopische Fluchtpunkt von Tamara Labas' Gedichten zu sein. Sie sind ein poetischer Appell für eine Anerkennung der Andersheit des Fremden, die in unserer Zeit, in der Globalisierung immer mehr ein Synonym für Homogenisierung wird, nicht gegeben ist. Dagegen hilft nur Geschichte, helfen nur unseren Geschichten.

Unsere Vergangenheit aber ist eine migrante geworden; keine feste kulturelle Tradition kann sie zusammenhalten. Sie lebt in der Form von Scherben und ruft immer wieder eine »suche nach Spuren des inneren Sinns« hervor. Sie fordert eine allegorische Arbeit, die Fragmente zu neuen Formen zusammensetzen könnte, sich nach dem Vorbild der Natur richtend. Bedeutungen – so lesen wir im Gedicht *freiheit in gold* – entstehen im Übergang, im Widerstreit und Zusammenspiel der Formen, die sich ständig verneinen, weil sie ewig im Fluss sind. Sie entstehen, wenn unser Blick in einer anderen Blickweise eintaucht. Augenblickslang.

Sinn entsteht immer dazwischen, sagt uns diese Lyrik. »dazwischen bin irgendwo ich«, heißt es im Gedicht *dunkle muschelschale*, »zwischen den welten / zwischen den stühlen«, in den unbeachteten Räumen des Dazwischen. Da wachsen bunte Blumen, dessen Samen von anderswo kommen, vom Wind gebracht, der für Vermischung und Schönheit sorgt, hergetragen aus Herrenländer, in den Zwischenräumen, wo sich geborgen niederlassen kann. Das gilt nicht nur für die Auserwählten, die dem Krieg in der Heimat entrinnen, nicht aber ihren Alpträumen. Im neuen Land, das ihnen eine Bleibe aber kein Zuhause gibt, erinnern sie an eine Schuld, die von den Verschonten verdrängt wird. »fremde völker wie syrer, somali, eritreer, afghanen, iraker. ach, es gibt so viele. sie rütteln an europas türen. wir aber wollen unseren frieden und zeit für unser wohlbefinden«. Die Vermischung aber ist gerade, was dies, was Friede und Wohlbefinden immer schon gebracht hat und bringen wird. Das Spiel mit den Wurzeln kann befreiend sein – ein Taumel, wie eine Neugeburt, die aber, um sich zu vollziehen, die Anderen, die aus der Ferne und der Fremde Kommende braucht.

Prof. Francesco Fiorentino

Germanist, Übersetzer und Professor für Deutsche Literatur an der Universität Roma Tre. Er schreibt vor allem über modernes und zeitgenössisches Theater, literarische Geographie und Cultural Studies.